



### Edinburg.

Edinburg, die Hauptstadt Schottlands, gewährt aus der Ferne einen Anblick, der schwerlich seines Gleichen hat. Zuerst tritt dem Auge das Kastell auf hohem Felsen mit seinen dicken düstern Mauern, mit Warttürmen und zackigen Zinnen entgegen; im Hintergrunde erhebt sich, gerade über der Stadt gleich einem Gespenste der hohe Basaltberg, Arthurs Seat, der Thron des ritterlichen Arthur, und auf ihm das weiße Kreuz der Anthony-Kapelle, die durch Herbers schönes Lied uns so nahe gerückt ist. Zwischen beiden Bergrücken steht der schöne grüne Calton-Hill, um den sich die zauberisch reizende Stadt lagert und auf dem die Monumente großer Schotten stehen.

Zwischen diesen Bergen breitet sich die Stadt aus, welche an Gruppierung und Originalität einzig in der Welt dasteht. Die alte Stadt dehnt sich auf einem sanft ablaufenden Bergrücken bis zu dem Königspalaste am Fuße des Arthur-Seat herab und zeichnet sich durch ihre 8 bis 10 Stockwerk hohen Häuser, die hohen Siebeldächer und Schornsteine aus. Sie ist von der neuen Stadt durch einen tiefen Graben getrennt, in dem ebenfalls Häuser stehen, mit ihr aber durch eine breite schöne Brücke und einen Damm verbunden, auf dem das als griechischer Tempel erbaute Gemäldemuseum steht. Die andere Seite des Grabens oder Thales wird nach der ganzen Länge, vom Kastell bis zum Calton-Hill, durch die Prinzenstraße abgeschnitten, welche in gerader Linie von einem Felsen zum andern läuft,



(Edinburg.)

an der Seite gegen das Thal hin offen, und nur mit eisernen Balustraden versehen ist und eine der schönsten Straßen in der Welt bildet. Hinter ihr erhebt sich die neue Stadt auf wellenförmigen Hügeln und steigt auf der andern Seite gegen den Fluß Forth hinab, der sich mit dem Meere vereinigt und in dessen drei Hafen drei breite Straßen führen.

Hätte Edinburg italienische Sonne und italienische Luft, es könnte sich kühn neben Neapel auch am Tage stellen, während es in Mondbeleuchtung noch weit schöner erscheint als jene Meereskönigin.

### Aus Liebe stumm.

(Nach einer piemontesischen Chronik.)

Es war zur Zeit der Feldzüge des Königs Ludwig XII. in Italien. Einer der jungen französischen Herren, die ihm über die Alpen gefolgt waren, Saint Pierre, ein tapferer Offizier von eblem Character und aus altadeliger Familie, verliebte sich in eine junge Italienerin, Caïa mit Namen. Sie wohnte in der Stadt Turin, war vollendet schön, kaum zwanzig Jahre alt, aber bereits Wittwe. Caïa war als sechszehnjähriges Mädchen mit einem Mann verheirathet worden, den sie innig liebte, hatte aber ihre Liebe durch den verspottet sehen müssen, der sie geweckt. Ja, ihr schuldiger Gatte hatte noch

mehr gethan, er war ihr untreu geworden und hatte selbst die geheimsten Ergüsse der offenen Seele seiner Gattin an eine unwürdige Nebenbuhlerin verrathen. Da wurde Caïa von tiefer Verzweiflung erfaßt; sie zerfloß in Thränen und der Gram würde sie in das Grab gebracht haben, wäre nicht ihr Gatte, in einem Zweikampfe tödtlich verwundet, vor ihr hinabgesunken.

In Folge dieses Ereignisses hatte Caïa, wenn auch nicht ihr Glück, doch den Frieden ihrer Seele wiedergefunden. Von ihren frühern Gefühlen war ihr nichts geblieben als das größte Mißtrauen gegen die Treue der Männer; sie glaubte nicht mehr an die Beständigkeit derselben, noch weniger an ihre Verschwiegenheit. Da der Erste sie betrogen, den sie geliebt hatte, so hielt sie alle übrigen für eben so flatterhaft und treulos.

Ganz gleichgiltig konnte indef Caïa bei den Huldigungen des schönen St. Pierre nicht bleiben. Sie hörte, aber lachend, seine sentimentalen Beteuerungen an; sie nahm seine Schwüre mit einer Bewegung des Kopfes auf, welche bewies, wie ungläubig sie war, und wenn er vor ihr auf die Knie sank und sie beschwor, seinen Leiden ein Ende zu machen und ihm ihre Liebe und ihre Hand zu gewähren, antwortete sie lächelnd, er möge lieber zur Jungfrau beten. St. Pierre verstiel, da er die Grausame nicht zu rühren vermochte, in düstere muthlose Verzweiflung. Das Leben war ihm zur Last. Er suchte den Tod in den Schlachten, aber die Lanzen der Feinde zersplitterten an dem Herzen, das durch einen Blick Caïas so leicht er-



schüttert wurde, und er kehrte bald zu ihren Füßen zurück, ruhmreicher, aber nicht minder liebevoll.

Caïa besaß trotz ihrer scheinbaren Kälte ein empfängliches Herz; sie wurde durch so große Liebe bewegt. Eines Tages als St. Pierre auf seinen Knien lag und sie wie gewöhnlich um Erbarmen anflehte, erröthete sie und wurde so verlegen, daß sie beinahe verathen hätte, daß sie seine Liebe erwidere; aber gerade in diesem Augenblicke trat die Besorgniß, den Mann den sie beglücke, wiederum undankbar und treulos werden zu sehen, lebhafter als je vor ihre Seele; sie hörte nur auf ihre traurigen Erinnerungen und gebot ihrem Herzen Schweigen.

Als Saint Pierre seine Erklärung beendet hatte, sprach Caïa, statt ihm lachend wie gewöhnlich zu antworten, in feierlicher Weise zu dem noch immer knieenden Ritter:

„Ihr versprecht viel, aber welches Pfand gebt Ihr mir für die Aufrichtigkeit Eurer Worte?“

„Befehlt und Ihr werdet Gehorsam finden,“ antwortete ihr St. Pierre leidenschaftlich; „ja ich verpfände mein Ritterwort, Alles zu thun, was Ihr mir gebieten werdet.“

Caïa dachte einen Augenblick nach, dann sprach sie: „Ich will glauben, daß Ihr die Wahrheit redet, und deshalb von heute an die Prüfung beginnen. Herr Ritter, nach drei Jahren gebe ich Euch mein Herz und meine Hand, wenn Ihr mir während dieser Zeit treu bleibt und in diesen drei Jahren kein Wort sprecht.“

Saint Pierre senkte sein Haupt zum Zeichen des Gehorsams, und von diesem Augenblicke an war er stumm.

In Turin glaubte man an seine Krankheit und beklagte ihn eines Unglücks wegen, dessen Geheimniß nur Caïa kannte. So jung, so schön, so tapfer, und Opfer eines so traurigen Gebrechens! Fragte man St. Pierre über die Ursache dieser plötzlichen Krankheit, so antwortete er seinen Freunden nicht einmal durch Zeichen. Er blieb eben so gleichgiltig bei ihren Tröstungen, wie bei ihren Klagen. Seine Leiden wurden bald im höchsten Grade peinlich. In der Verzweiflung darüber, daß er nur durch Blicke und Geberden Caïa die Liebe ausdrücken konnte, welche in ihm glühete, schwand ihm oft fast der Muth, ob er die Prüfung würde bestehen können, und sein Mund öffnete sich häufig, bereit, eine Klage oder eine Bitte auszusprechen. Er trat dann zu seiner grausamen Geliebten mit dem festen Vorsatze, Alles auszusprechen und Alles zu wagen, bald aber erinnerte er sich an sein gegebenes und verpfändetes Wort, und er blieb ruhig und stumm. Und wäre nicht Alles für ihn verloren gewesen, wenn Caïa unerbittlich blieb? Wenn er schwieg, durfte er doch wenigstens hoffen. Er beharrte demnach in dem Schweigen, wenn auch vielleicht ebenso sehr aus Eitelkeit, als aus Liebe.

An einem Tage indes glaubte er zu fühlen, daß er einen längern Kampf nicht würde bestehen können, und daß er unterliegen oder Caïa verlassen müsse. Hätte er sie von seinem Vorhaben unterrichtet, so würde sie ihn ohne Zweifel zurückgehalten und ihn seines Schwures entbunden haben; aber Saint Pierre entfloß und ließ der Geliebten zum Abschied schriftlich

nur die Worte zurück: „Auf Wiedersehen!“ Er kehrte in sein Vaterland zurück, aber seine Melancholie wurde dort nur noch tiefer. Treu seinem Gelübde, aber entschlossen zu sterben, stürzte er sich in jene schrecklichen Kämpfe, die damals zwischen Frankreich und England gekämpft wurden. Er zeigte in zahlreichen Gefechten einen beispiellosen Muth, und da er sich in den Schlachten begnügte, die Lanze ausgestreckt und das Schwert in der Faust, auf die Feinde zu stürzen und seine Gefährten durch sein Beispiel anzufeuern, ohne zu rufen, wie die anderen Ritter: „Montjoie und Saint Denis!“ so wurde er unter beiden Heeren bald unter dem Namen: „Der tapfere Stumme,“ allgemein bekannt.

(Beschluß folgt.)

## Literatur.

Die nachfolgenden anspruchslosen „literarischen Berichte,“ die wir hiermit beginnen, und von Zeit zu Zeit fortzusetzen gedenken, werden keine eigentlichen Kritiken sein; sie sollen nur den leitenden Faden bilden, an welchem unsere Leser in dem Labyrinth der neuen schöngeistigen Literatur sich zurechtfinden können. Wir werden zu diesem Zwecke nur die leistungsfähigsten neuesten unterhaltenden Schriften, und zwar nicht bloß die deutschen Originalwerke, sondern auch die Uebersetzungen der neuen Schriften der berühmteren Dichter des Auslandes, vorsehen, und mit strenger Unparteilichkeit, wie in möglichster Kürze darlegen, was sie enthalten. Darnach mögen sich die Leser zur Lectüre dasjenige aussuchen, was ihrem Geschmacke zusagt.

1. Der Prinz von Dranien. Historischer Roman von Robert Keller. (Leipzig, Gebr. Neichenbach, 1843. 3 Bde.)

Der als gewandter Erzähler bereits bekannte Verfasser versetzt uns in diesem Romane in die Zeit, da die Niederländer tapfer und ausdauernd gegen Spaniens Despotismus um Freiheit und Unabhängigkeit kämpften. Zuerst zeigt er uns Brüssel (1572) unter Albas Druck und Grausamkeit, in der beängstigenden Schwüle, die einen nahen Ausbruch der Volkswuth verkündet; dann führt er uns unter die tapfern wilden Geusen, schildert die Eroberung von Briel, jenen ersten Sieg, der die Grundlage der niederländischen Freiheit werden sollte, und geleitet uns durch Kriegsgetümmel bis zur Belagerung und Entsetzung Leydens. Mit diesem reichen historischen Gemälde vereinigt der Dichter effectvoll die Gebilde seiner Phantasie, mit

geschichtlich bekannten Personen bringt er interessante Romanfiguren in Berührung und mit den großen Begebenheiten der Geschichte verschmilzt er erfundene Abenteuer und Ereignisse. In dem ersten Bande herrscht das Interesse für den Roman vor; er führt uns gleich anfangs in Verhältnisse und unter Personen, die unsere Theilnahme in Anspruch nehmen; er ist der spannendste. In den beiden letzten Bänden laufen die Fäden, die in dem ersten geschickt angeknüpft worden sind, zu weit auseinander; die Aufmerksamkeit des Lesers wird getheilt, das Interesse zersplittert sich und wendet sich zum Theil ab von dem Romane der Geschichte zu, welche in ihrer Großartigkeit die Erfindung überragt und erdrückt. Dem Buche freilich wird dadurch nichts von seinem Interesse entzogen, aber nicht die Kunst des Dichters allein fesselt den Leser, und es ist ein Fehler, in einem „historischen Romane“ die Geschichte, die nur den Hintergrund bilden darf, in den Vordergrund treten zu lassen. Doch nicht bloß mit geschichtlichen Begebenheiten, auch mit Romanhandlung hat der Dichter sein Werk reich ausgestattet und den Leserinnen wird bei der Lectüre gar oft das Herz ängstlich klopfen. Die Charaktere sind vorzüglich gezeichnet, z. B. der Steuermann Soert, Margarethe etc. Einzelne Schilderungen lassen sich dem Trefflichsten und Meisterhaftesten, was wir in dieser Art kennen, an die Seite stellen, z. B. die Wegnahme einer spanischen Galione, die Cooper nicht lebendiger beschreiben könnte, ein Kampf in der Nacht in einer Meierei u. A. Die Sprache zeichnet sich durch edele Einfachheit aus, und der Roman gehört unbedingt zu den besten, die in der neuesten Zeit in Deutschland erschienen sind.

2. Ein Tagebuch von Fredrika Bremer (Hamburg, Kistler 1843. 2 Bde.). Welcher Zauber liegt in den Schriften der Bremer? Was gab ihnen in so kurzer Zeit eine fast europäische Berühmtheit? Wenn es die niederländisch-treue Schilderung der Alltäglichkeit nicht ist, die bei den Lesern jetzt eben so beliebt zu sein scheint, wie es die niederländischen Gemälde bei den Kunstfreunden sind, so weiß ich es nicht. Lese ich einen Roman der Bremer, so glaube ich eine etwa vierzigjährige „Unverheirathete“, die sich in ihr Schicksal ergeben hat, recht hübsche Kenntnisse und etwas Mutterwitz besitzt, „Geschichten aus dem Alltagsleben“, von den „Nachbarn“ etc. so behaglich erzählen zu hören, daß man ihr gar nicht gram sein kann. Einen gleichen Eindruck hat auch das Tagebuch auf mich gemacht, das von einer Dreißigerin geführt wird, welche nach langer Abwesenheit in das Haus ihrer Stiefmutter, einer vornehmen Dame, zurückkommt, die kleinen Ereignisse in der Familie, die Anfänge und die Entwicklung einiger Liebesverhältnisse verzeichnet und auch recht hübsch erzählt, wie sie selbst mit verliebt wird, und endlich unter die Haube kommt. Da der Schauplatz eine Hauptstadt ist, und die Geschichte in den höheren Kreisen der Gesellschaft spielt, so finden sich in dem „Tagebuche“ weniger nationale Schilderungen, als in den früheren Schriften der Verf. Die vornehme

Welt ist überall eine und dieselbe. Die Charaktere der Frauen sind recht gut gehalten, bis auf Flora, die gar zu unnatürlich erscheint, die der Männer dagegen sind fast sämmtlich mißlungen und nur der berbe treuherzige Seemann, in den die Schreiberin des Tagebuchs sich selbst verliebt, kann gelungen genannt werden. Obgleich eigentlich nicht viel geschieht, so weiß die Verf. den Leser doch in einer gewissen Spannung und über den Ausgang in Ungewißheit zu halten. Hier und da findet sich auch ein neuer, oder wenigstens glücklich ausgedrückter Gedanke, z. B.: „Man sagt, das Leben stehe still, wenn keine äußeren Ereignisse es aufregen und bewegen. Aber das ist nicht so. Es kommt mir vor, daß in solchen ruhigen Zeiten die Engel des Himmels am aufmerksamsten auf das Erdenleben horchen, denn dann zittern die Saiten in seiner innersten Tiefe, dann entwickeln sich seine feinsten Nerven, dann bildet sich das, was die Macht des Himmels oder der Hölle vermehrt. In dem Augenblicke, wo der Schmetterling seine Flügel entwickelt, ist er ganz ruhig an der sichern Stätte, die er sich ausgesucht hat. In der Verwandlungsstunde scheint sein Leben ganz und gar ein inneres zu sein. Aber der strahlende Tageschmetterling und der nächtliche Todtenvogel sind Kinder derselben stillen Sommerstunde.“ Die Uebersetzung ist etwas ungenau.

3. Sybrecht Wilms. Ein historischer Roman von Ida Frick. (Dresden und Leipzig, Arnold. 1843. 2 Bde.)

Der vorliegende Roman enthält die bekannte tragische Geschichte des Königs Christian III., die Verf. bestrebt sich aber auch hier, wie in allen ihren Schriften, vorzugsweise das Herz des Weibes mit seinen Räthselfragen und Abirrungen, das Labyrinth der Leidenschaften und die Regungen des Gewissens zur Erscheinung zu bringen, und sie entwickelt deshalb mit Vorliebe die weiblichen Charaktere, den der unglücklichen Däveke (der Geliebten des Königs), den der Mutter derselben, der dämonischen „Sybrecht“, der Königin Elisabeth und der Emerentia Brahe. Die Dichterin beweist dabei, daß sie das weibliche Herz kennt wie wenige, daß sie seine Räthsel zu lösen, wie seine Gefühle, oft mit begeisterten Worten (z. B. I. S. 198), zu schildern versteht. — Der geschichtliche Hintergrund zeugt von sehr ernsten und gründlichen Studien, die bisweilen vielleicht etwas zu sichtbar werden, und das ganze „historische Gemälde“ ist in so festen, kräftigen Zügen entworfen, wie man sie von weiblicher Hand kaum erwartet. Die Verfasserin verräth sich nur durch die hier und da zu wortreichen Gespräche und Erläuterungen, so wie dadurch, daß sie einige Male den Roman abbricht, und dann als Ida Frick zu den Lesern spricht.

D.